

Autor:	Adolph Zahn
Quelle:	Hallesches Tageblatt Nr. 240. Freitag 13. Oktober 1865 Hallesches Tageblatt Nr. 242. Sonntag 15. Oktober 1865 Hallesches Tageblatt Nr. 243. Dienstag 17. Oktober 1865

Ein protestantischer Prediger in katholischen Landen

An einem Sonntage des vergangenen Septembers war ein protestantischer Prediger mit einem Führer aus Salzburg von der Sennhütte der niederen Alp des Untersberges in dem ersten Grauen des Morgens aufgebrochen, um auf den höchsten Spitzen, der Gaieregg und dem Salzburgerthron, den neuen Tag und die sich öffnende weite Welt zu begrüßen. Nach mehrstündigem Steigen über glattes oder spitziges Kalkgestein, zuweilen gezwungen, an den langen Zweigen der staudenartigen Latschen, einer verkümmerten Tannenart, sich festzuhalten, vorbei an einer Brandstätte mit tragischer Geschichte – denn ein Ungar soll dort in einer Hütte verbrannt sein, in der er für einige Zeit sich aufhalten wollte, um Bergluft und Fernsicht zu genießen – kamen die Wanderer endlich oben an, und schauten mit dankbaren Blicken in die sich wie ein Tuch ausbreitende grünsaftige Ebene des Salzkammergutes und in die anmutigen Täler von Berchtesgaden bis an den blinkenden Königssee und den väterlich ehrwürdigen Watzmann mit seinem Gletscherbande über die starke Brust. Ein Grenzstein ist oben angebracht, um die österreichische und baierische Hälfte des Berges zu sondern; obwohl verschwindend klein, zeigt er doch an, daß auch auf diesen Höhen die Menschenkinder den Rechtsstreit zwischen Mein und Dein ausgefochten haben.

Die feierliche Stille, die tiefe, majestätische Ruhe, die auf den Bergen thront, mahnt das Herz an den Gott, dessen Werke ihn in stiller anbetungsvoller Bewunderung feiern.

Es war ein Sonntag und damit derselbe nicht ohne Betrachtung des göttlichen Wortes vorbeigehe, sondern seiner Einladung zu demselben gefolgt werde, erwählte der Reisende eine Bergvertiefung, geborgen vor Winden, um mit seinem Führer, einem harmlosen, steigelustigen, katholischen Bergmann, einen Schriftabschnitt zu lesen. Bereitwillig setzte sich der Mann neben ihn hin, faltete devot seine Hände, beugte sein Haupt und hörte die Verlesung von Psalm 103 an: Lobe den Herrn meine Seele und weiter von Lukas 16,1-10: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat etc. Als wir begannen, tönte von unten hell und klar ein Glöcklein herauf. Es mutete uns sabbatlich an. Wir hatten nach unserer Lektüre noch ein wenig ohne Worte dagesessen – welch ein Leben in den Buchstaben der Schrift und der Natur – da sagte der Führer: „das war schön, sehr schön, so etwas habe ich noch nicht gehört, sagen Sie mir doch, was ist das für ein Buch?“ „Was ist das für ein Buch?“ – wie schmerzlich traf den Prediger diese Frage. Er kannte das Neue Testament nicht, hatte nicht darin gelesen und mit dem Reize des neuen und ganz unbekanntem traf ihn die göttliche Macht des Buches. „So etwas anhören, ist besser als drei Bittgänge,“ meinte er, „ist das das Buch der Protestanten?“ Noch als wir unten am Berge Abschied nahmen und er sich nach Salzburg wandte und der Prediger nach Reichenhall, versicherte er, er wolle seinen Kameraden erzählen, er wäre mit einem Herrn auf dem Untersberge gewesen, der hätte ihm etwas vorgelesen, solches habe er noch nie gehört. In einem Gespräche über die Lehre der Protestanten, wo wir ihn auf die Bedeutung der heiligen Schrift aufmerksam machten, auf die Größe der Gnade Gottes, welche den Menschen nicht um seiner Werke willen, sondern um Jesu Christi willen von Schuld und Verdammnis freispreche, äußerte er: „Ja, unsere Priester sind nur Handwerker, sie habe ihre Sach’ gelernt und mache’s ab.“

Wie lügnerisch ist es, wenn ein alter Probst von Berchtesgaden alle seine Landesgrenzen mit der Inschrift zieren ließ: Pax Intransibus et Inhabitantibus, da man den Frieden und den Trost des Wortes dem Volke entzieht und statt dessen es mit dem toten Dienst armseliger, kirchlicher Werke in hartem Gewissenszwang belastet? Kann ein unaufhörlicher Bilderdienst, ein stetes Darbringendes

Meßopfers, können viele Verbeugungen und eilige Bekreuzigungen, Wallfahrten und Bittgänge das Gewissen so reinigen, daß man in wahren Glauben sagen kann: Lobe den Herrn meine Seele, der Dir alle Deine Sünden vergibt? Es war Mariä Geburt, ein hoher Festtag, wo viel gebetet wird und jeder sich vor der allmächtigen Königin des Himmels, welcher der Vater und der Sohn feierlich die Krone aufsetzen, in Ehrfurcht beugt, als wir nach der schön gelegenen hoch herab ins Land blickenden Benediktinerabtei von Maria Plain bei Salzburg fuhren. Der Berg, ein sehr besuchter Wallfahrtsort, war voll von reichgeschmückten meist aus dem Baierischen herübergekommenen Bauern. Welch ein ansehnliches, tüchtiges Geschlecht, dachten wir, als wir auf das wogende Getümmel dieser in Sammetjacken und silbernen Knöpfen, in gestickten Gürteln und in buntesten Farben prangenden Wallfahrer hinsahen. In der Ferne das fast einzige in Sonnenschimmer leuchtende Bild von Salzburg, hier in der Nähe kräftige Männergestalten, ansehnliche Frauen, offenbar in einer gewissen Fülle lebend; – sollte man nicht in dieser Umgebung über diese fromme Volksart sich freuen, welche beides, frohste Heiterkeit und gläubigste Devotion, vereinigte, welche ein Faß Bier nach dem anderen sich anstechen und dann alsbald die Krügele stehen ließ, wenn das Läuten der Meßglocke gehört wurde? Wie gut reimten sie Witze und Späße, Narrheiten und Tändeleien mit der Ehrerbietung gegen die Kirche, mit der Anbetung der Mutter der Barmherzigkeit zusammen! „Freilich einen Rausch darf man sich an diesem Tage nicht trinken, das wäre eine Todsünde,“ sagte mir ein Bäuerlein, aber er hatte doch manchen gesehen, der es getan hatte, und wenn die Kirche auch dieses äußerste Maß von Wallfahrtsfröhlichkeit verurteilt, so zeigt sie doch gerade darin ihre kluge, berechnende Weisheit, daß sie das natürliche Treiben des Volkes unbehindert gehen läßt, wenn sie nur ihren Tribut und Ehrenzoll empfängt. Aber gehört nicht zu jeder Festfeier *Sammlung* und kann man wahrhaft zu Gott beten und ihm sein bekümmertes und beladenes Herz ausschütten unter lauter Amusement und Lustigkeit? Ganz davon abgesehen, daß die Anbetung Mariä eitel Abgötterei ist, denn worin sollte uns „die niedrige Magd“ helfen können, die weder mit allmächtigem Arme zugreifen noch mit allwissenden Augen schauen kann, und deren Dienst nichts ist als eine Nachäffung jenes Kultus der Himmelskönigin, von dem schon Jeremias (44,18) redet, so ist auch die volkstümliche Form solcher Feste eine für kirchliche Feiern unerlaubte, weil unkeusche, rohe und ungeschlachte. Der Dienst der Wahrheit hat seine ganz bestimmte Form, zerbricht man dieselbe, so wird man bald die Wahrheit ganz verlieren oder sie wenigstens aufs ärgste beschädigen.

Man bemüht sich neuerdings die Teilnahme unseres Volkes für die evangelische Wahrheit und ihre Ausbreitung dadurch zu beleben, daß man allerlei Nachbildungen der katholischen Festbegehungen in den Volksmissionsfesten und anderen kirchlichen Akten vornimmt.¹ Man will es der Welt beweisen, daß auch die Christen fröhliche Leute sein können, daß auch sie Posaunen und helltönende Musica bei ihren Zusammenkünften leiden, auch sie mit fliegenden Fahnen, im Kleiderschmuck in dem Grün des Waldes und den Gründen der Täler sich vereinigen können. Auch wäre es besser, den ernsten Ton der Predigt bei solchen Festen etwas herabzustimmen zu dem mehr unterhaltenden, vergnüglichen. Aber man frage ein aufrichtiges Gemüt nach solchem Zusammensein in Wald und Wiese, nach dem Gehör vieler Reden, nach dem zerstreuenden Hin- und Herlaufen, nach munterem Begrüßen alter Freunde und neuer Bekanntschaften, nach dem tumultvollen gemeinsamen Essen und Trinken, ob es dabei sich wahrhaft zu Gott erhoben habe, ohne Selbstbetrug die Worte mitgesungen: Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?

1 Der Herr Einsender hat ganz Recht, wenn er – wie im Folgenden geschieht – ein weltliches Gebaren bei den Missionsfesten mißbilligt. Anders steht es um andere, eigentliche Volksfeste. In Betreff der letzteren und der Haltung des Geistlichen ihnen gegenüber verweisen wir auf den *Ahlseldt* schen Vortrag, von dem wir neulich einen Auszug gaben. Wir, unsererseits, halten überhaupt von der Wirksamkeit der *Missionsfeste* nicht allzu viel. D. R.

Es wird ihm vielmehr der Abschiedswunsch eines erhitzten Redners solches Volkstages: „nun ich hoffe, daß sie sich gut erbaut haben“, beinahe so klingen, als wenn er gesagt hätte: „nun ich hoffe, daß sie sich gut amüsiert haben“, nur daß letztere Form nicht ganz geziemend für das Geistliche gewesen wäre, wenn auch nach den Empfindungen des Verabschiedeten die richtigere.

Man lehre das protestantische Volk an dem einfachen Manna des göttlichen Wortes sich nähren und lasse es nicht Sehnsucht tragen nach dem römischen „Lauch, Zwiebeln und Knoblauch.“ Man ißt letzteres nur in der Knechtschaft, doch wo der Himmel uns sein Brot gibt, da sind wir in der Freiheit des Herrn und ziehen dem ewigen Kanaan entgegen (4. Mo. 11,5).

Neben dieser Duldung und Pflege der lustigen Vergnügtheit des Volkes, welche sich oft in so ausgelassener Weise ausspricht, daß man gleich nach seinem Austritt aus der Kirche, wo man die schuldige Verbeugung gemacht hat, einen Freudenschuß abfeuert, der das Echo der Berge lockt, stellt dann wieder die römische Kirche mitten in die heitere Menge einige menschliche Jammer- und Leidensbilder hinein, welche in ihrer demütigen, mageren Gestalt, in ihrem unbedeckten Haupte, in ihrem mönchischen Kleide, in ihrer ganzen schmutzigen widerlichen Erscheinung das Gegenbild höherer Heiligkeit und größerer Vollkommenheit zeigen sollen. Bei unserem Herausgange zu Maria Plain begegneten uns zwei solche für jeden gewaschenen Menschen unerträgliche Gestalten, welche eine klägliche Bilderei ausstellten und die reichlichsten Almosen und viel Verehrung empfangen. Das festfeiernde Volk sah gleichsam in diesen armseligen Heiligen die versöhnende Ausgleichung seiner Lebensfreude und hoffte, daß jene gut machten, was sie vielleicht verdorben hätten. Während so auf der einen Seite die römische Kirche die natürliche Tollheit sich ruhig austoben läßt, und der zügellosen Natur keine Schranken setzt, erniedrigt sie wieder die wahre Natur in diesen Bettelheiligen in solcher Weise, daß damit der Schöpfer, der den menschlichen Leib als ein Kunstwerk seiner Hände gemacht hat und mit den feinsten Sinnen für Schönheit, Reinlichkeit und Anmut ausgerüstet, in erdachter Frömmigkeit verhöhnt wird.

Wir kamen mit einigen Marienverehrern ins Gespräch und hörten von ihnen echt römische Äußerungen. „Wenn der Priester übers Herz fährt, dann ist die Sünde weg, denn der Priester kann Sünden vergeben.“ Aber, warfen wir ein, wenn das Herz nun doch wieder unruhig wird, denn es ist ein zart Ding um das Gewissen und wer kann das Herz festmachen ohne allein Gott, was machet ihr dann? „Dann muß eben halt der Priester noch einmal darüberfahren.“ Einer schien ein Schullehrer zu sein und hielt uns die Worte des Herrn vor aus Johannes 20,23. Wir erinnerten ihn daran, daß die Jünger zuvor den heiligen Geist empfangen hätten und ob er überzeugt wäre, daß seine Priester den heiligen Geist hätten und auch zu ihnen es geheißt: Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Es wären ja viele falsche Propheten in die Welt ausgegangen. „Wer ist denn ihr Religionsgründer“, fragte er. Ich kam nun auf die Reformation, ihr Licht und Recht, ihre Wohltat. „Der Luther, rief er nun ganz eifrig, der Luther ist verworfen, der ist (mit emphatischer Hinweisung auf die Erde) der ist in der Hölle. Die Manichäer, die Freimaurer und der Luther, die sind verworfen und dieses schon längst.“ Wir erzählten von Luthers Glaubenskampf, von seinem Troste aus Gott – doch da läutete die Meßglocke und alsbald beugten und kreuzten sich die Männer vor einem unbekanntem Gott. Wie lieblich schaut sich's von dieser Höhe in die strahlende Gottesnatur: *die Menschen* kannten ihn nicht und hatten seine Herrlichkeit in ein abgöttisches Bild verwandelt.

Ehe wir von dem Berge schieden, auf dem man anbetete, was man nicht kannte (Joh. 4,32), mischten wir uns noch einmal in die trinkenden Bauern, angezogen von den scharfen Tönen eines hohen Tenors, den eine Violine begleitete. Ein blindes Sängerpaa trug verschiedene moralische ernste Lieder vor, voll volkstümlicher Geschichte und nicht ungeschickter Belehrung. Wir hörten ihnen lange zu und der Vers blieb uns haften:

Wer da steht, seh' zu, daß er nicht falle,
Denn wir alle sind in bösem Jammertale.

Ein protestantischer Freund meinte: „nun die predigen ihnen doch noch etwas und besseres als die Benediktiner.“ Die Sänger hatten unsere Teilnahme gewonnen. Ihre warme Empfindung und Lebhaftigkeit tat wohl. Beim Abschied erkundigten wir uns bei dem Wirte nach ihnen und hörten von dem einen, der besonders in eifriger Lebendigkeit sang und spielte: So'a Spitzbub finde's weit und breit nit. So verrann auch dieses hübsche Stück in prosaischer Wirklichkeit. Überall nur Formeln ohne Geist und Glauben.

Wunderlich sind oft die Widersprüche des römischen Wesens mit sich selbst, welche dem nur wenig Nachdenkenden auffallen müssen. An dem Portal der Kirche in Ischl stehen die Worte: Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer. Man tritt in die Kirche und staunt über den Aufwand von Purpur, Gold, Silber, Marmor und schönem Holzwerk. *Dieser* Reichtum ist also nicht die Vorstufe zum Reiche Gottes und mit Recht hat man häufig neben den stattlichen Prälaten die armen Apostel abgemalt. Wir sehen Bilder mit dem Kelch des Abendmahls in der Hand des Herrn und darunter die Inschrift: Trinket *alle* daraus. So widerlegt sich die Kirche selbst, wie sie ja in ihrem ganzen System eine widerspruchsvolle, verwirrte Zusammenarbeit von biblisch wahren und menschlich erdachtem ist, von Wahrheit und Lüge und eben darum bezaubert sie auch so verführungsvoll.

Störend und verletzend sind bei den Wanderungen durch Gebirg und Tal die vielen ausgehängten Leichenbilder, welche den gekreuzigten Herrn darstellen sollen. Wie kann man nur, so fragt sich die natürliche Schamhaftigkeit und das wahre Gefühl für Leben und Gesundheit, welches mit Recht vor allem Leichenhaften einen Ekel hat, solche nackten, widerlichen Gestalten, blutberonnen oft in der größten Form, öffentlich aushängen? Leichen entfernt man ja und bedeckt sie mit Erde und nun, wo das Auge hinfällt, ein solch unerträglicher Anblick.

Man sage nicht, das sind Sinnbilder und heilige Erinnerungszeichen an das teure Leiden des Herrn, durch welches wir die Vergebung unserer Sünden empfangen haben. Als er starb in Schmach und Verachtung, wie ein Missetäter ausgehängt, da verhüllte der Himmel sein Angesicht und die Erde bebte, selbst die hartnäckigen Juden schlugen an ihre Brust. Es waren Stunden des Grauens und Entsetzens, die ihm unsere fluchwürdige Schuld bereitete. Diese Augenblicke sind zu erschütternd, voll der furchtbarsten Anklage für die Menschenwelt, auch voll von seiner allmächtigen Liebe: man kann sie nicht darstellen und ausmalen, denn er bot in dieser Zeit nur den Anblick tiefsten Elendes, so daß man ihn nicht ansehen konnte. Das einfache schlichte Wort des Evangelisten, redet zu uns von dem, der an dem Holze hing, und man liest ihren reflexionslosen Bericht mit Demütigung und Selbstverurteilung.

Wir verstehen es nicht, wie man sich daran machen kann in Holz und Stein *diese* Geschichte abzubilden und solche Darstellungen an jede Wand zu hängen, an jedem Orte auszustellen, so daß man auf kurzem Wege unzähligen solcher Abbildungen begegnet und viele in der unerträglichsten Abscheulichkeit. Welche Mutter wird ihr sterbendes Kind in seinen Schmerzensstunden voll Qual und Wehgeschrei abmalen lassen und dieses Bild voll Wehmut und Tränen sich zum steten Anblick setzen? Es gibt Stunden, da denkt sie mit zerbrochenem Herzen an das Leiden des genommenen Lieblings, aber bildlich wird sie es nimmer fixieren.

Dazu kommt in katholischen Landen die sinnlose schon erwähnte Überhäufung mit solchen Bildern, welche natürlich dadurch ganz unkräftig werden, die Eindrücke, die man von ihnen erwartet, hervorzurufen. Sie stumpfen das Volk ab, verrohen es und werden ihm, wie es am Tage liegt, zu

heilbringenden zauberhaft und magisch wirkenden Verkörperungen des Herrn, den man im Bilde verehrt, wie man ihn allein im Bilde besitzt.

Wie in vielen Satzungen der Papstkirche das „je mehr desto besser“ als Prinzip lebt, so auch in den vielen Bildern des Gekreuzigten, welche in ihrer Fülle um so bewahrender und sicherer wirken sollen. Zur kindischen Spielerei sinkt dies herab, wenn auf Schreibfedern, auf Broschen, in kleinen Häuslein, in allen möglichen Formen das erwähnte Bildwerk angebracht wird, wobei man denn beim Ankauf derselben ganz in entsprechender Weise fragt: was das Dingerle kostet?

Jener dämonische Zug, der durch das römisch tingierte Volksleben hindurch geht, in der Vernichtung und Kasteiung des Leiblichen, in der Herabziehung desselben in Schwäche, Hinfälligkeit, Bedürfnislosigkeit, Unreinlichkeit und Schmutz, Gott zu gefallen und zu dienen, wird namentlich durch diese Leichenbilder gefördert, indem man von ihnen die Anschauung leiblicher Verkommenheit als das dem Herrn hauptsächlich eigentümliche, aufnimmt. Nicht ein Wahrzeichen der vollbrachten Erlösung hat man in dem Kruzifix, nicht eine bildliche Predigt davon, daß er arm wurde, damit wir reich seien, er leidend und sterbend, damit wir lebendige und beglückte seien, sondern einen starken Reiz sich selbst der Form desselben in aufnehmender Anbetung und warmer Anschauung nachzubilden. Und man verunstaltet das Geschöpf Gottes zu einer Larve des Teufels. Es ist bekannt, wie bei manchen Heiligen berühmten Namens diese phantasievolle Hineinversetzung in die Erscheinung eines Gekreuzigten zu rätselhaften leiblichen Neubildungen geführt hat.

Das katholische Volk ist lediglich einem toten Bilderdienst hingegeben, – das ist die entscheidende Wirklichkeit seines gottesdienstlichen Lebens. Man begrüßt die Bilder, man betet sie an, damit glaubt man Gott zu ehren. Darstellungen der Maria sind in gleicher Zahl vorhanden, wie die des Herrn, vielfach sieht man sie, wie sie von Vater und Sohn gekrönt wird und etwa die Unterschrift trägt:

Mutter der Barmherzigkeit
Hilf uns in dem letzten Streit
Steh' uns bei in aller Not,
Führ' uns zu Jesu nach dem Tod.

So besitzen sie wiederum zu dem, den sie doch in tausend Bildern leibhaftig unter sich zu haben wähnen, kein Vertrauen, sondern erbitten ihren Zutritt zu ihm von seiner Mutter. Dieser tiefe Trieb des menschlichen Herzens nach der Anbetung von gleichnisartigem Bilderwerk war dem Stifter des ewigen Gesetzes bekannt als er in einem besonderen Gebote befahl: Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen, du sollst sie nicht anbeten noch ihnen dienen.

Man kann nun wohl in nicht so grober Weise den Bildern dienen, wie es das katholische Volk tut, aber es ist doch dasselbe, wenn man ein falsches Gedankenbild des Herrn, ein Werk unserer Phantasie und Liebhaberei, verehrt, welches der wahre Herr einmal nicht als seine Wahrheit anerkennen, sondern zertrümmern wird. Wie sehr unsere protestantische Theologie dieser Gefahr preisgegeben ist, zeigen schon die Titel der Bücher, welche von dem Herrn, „der einen Namen hat, den Niemand kennt als er selbst“, ein Bild zu zeichnen verheißen. Es sind bis jetzt nur abgöttische gewesen. Der Herr offenbart sich den Seinen, wenn sie in Betrübniß ihrer Seele um ihrer Sünden willen nach ihm begehren und dann sehen sie sein Bild und sagen: er ist gut, er ist unser Gott. Ihn in seinem Wesen vollkommen begreifen und verstehen zu wollen, in so großen Dingen stillen sie ihr Herz und wissen, daß in allem Göttlichen nach seiner Würde etwas unbegreifliches bleiben muß, denn darum ist es allein Gegenstand des Glaubens und der Anbetung.

Es finden sich im Salzkammergut einige protestantische Gemeinden. In Salzburg selbst wird eine schöne Kirche für die wenigen dortigen Evangelischen erbaut, außerhalb der Stadt am rechten Ufer der Salzach auf geräumigem Platze nach allen Seiten sichtbar. Man arbeitet jetzt noch an dem Turme, inwendig ist die Steinarbeit bald vollendet, längere Zeit wird wohl noch vergehen ehe das Holzwerk fertig ist. Die Kirche ist einschiffig, bekommt Emporen und hat romanische Rundbogen. Es sind italienische Maurer und Steinmetze, die an dem Werke tätig sind, der Bauführer auch ein Katholik. Freundlich zeigte er uns den Plan des Baues und sprach seine Besorgnis aus, ob die zur Vollendung nötigen Gelder zusammenkommen würden.²

Auch in der Nähe von Ischl lernten wir eine evangelische Gemeinde kennen. Reiche Geschenke des Großherzogs von Mecklenburg und andere Beiträge haben es ermöglicht ein Haus auf der Straße nach Rettendorf zu erwerben, welches für einen Betsaal, die Lehrerwohnung und eine Predigerstube Raum bietet. Ein Gärtchen mit einer Laube schließt sich hinten an. Da man auf die Königin Witwe von Preußen wartete, welche regelmäßig zu den Gottesdiensten kam, die ein Kandidat, der in Ischl eine Familie begleitete, zu halten pflegte, so hörten wir dem Gespräch des Landvolkes bis zu ihrer Ankunft zu. Noch wußten sie etwas von den vertriebenen Salzburgern und Zillertalern und der eine bemerkte: „Wo keine Verfolgung ist, da ist es nichts rechtes mit dem Glauben.“

Ein großer Gewinn für diese Protestanten ist der Besitz einer Schule, welche ein mecklenburgischer Lehrer leitet. Früher wurden ihre Kinder, da sie den römischen Religionsunterricht nicht mitnahmen, in den Schulen ganz vernachlässigt, blieben ohne Anregung und Avancement und lernten nichts.

Die kleine Gemeinde hält treu zusammen, doch merkte man den Mangel einer geordneten Predigt, welche allein geistiges Leben erwecken und fördern kann.

Die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Königin Witwe, die in Ischl ein freundliches Haus mit duftigem Garten bewohnt, ist für die Gemeinde und ihren Bestand eine sehr große. Die königliche Frau lebt gerne in den bergumrahmten frischen Ischl in steter Erinnerung an ihren einzigen Gemahl.

Wie sich in Preußen der Katholizismus durch die Arbeiterfamilien verbreitet, welche brotsuchend in protestantische Gegenden kommen und katholische Kolonien bilden, welche bald neue Pfarrsysteme hervorrufen, so kann sich die evangelische Wahrheit durch die sich mehrenden Badeörter in katholischen Landen verbreiten, indem dort das Bedürfnis nach einem ordentlichen Gottesdienste ein sehr gewecktes ist. Auf solche Punkte sollte die evangelische Kirche ihre ganz besondere Aufmerksamkeit richten und nicht Prediger zur Nothilfe dorthin senden, sondern die tüchtigsten Kräfte, welche den den Protestanten überall zum Widerspruch auffordernden römischen Formen und Gebräuchen mit Weisheit und Takt die göttliche Differenz der reformatorischen Lehre entgegenstellten.

Der Katholik ist in seinem eigenen Lande gar nicht so fanatisch verschlossen, wie man meint, er fühlt sich in der Herrschaft und gerade das macht ihn ruhig zu hören und aufzunehmen. Eine scharfe Polemik wäre freilich verkehrt, das unanzügliche Gegenüber der unverkürzten Wahrheit wirkt merkwürdig wie durch Neuheit so noch vielmehr durch die Kraft Gottes.

Zu den unerquicklichen Eindrücken, die der Reisen dein katholischen Landen von dem gottesdienstlichen Wesen empfängt, treten in Österreich noch die traurigen der zerrütteten politischen Lage. Einem Fremden gegenüber wird ein guter Preuße sein Vaterland loben und ehren und kann es mit vollem Rechte. Denn welche Wohlgeordnetheit in unseren Zuständen trotz aller kleinen Feind-

² Es ist das dieselbe Kirche, für die der Weimarer Verein durch eine Lotterie zu wirken sucht, welche wir im T. B. öf-
ter empfohlen haben. D. Red.

schaft! Der Österreicher läßt ruhig sein Land und seine Verwaltung tadeln und macht sogar mit. Der Druck ist schwer, der auf ihnen lastet, und wäre nicht die Heiterkeit des Volkes eine ziemlich unverwüsthche, man würde noch mehr Klagen hören, deren man freilich schon genug vernimmt. Ein Bauer, der mit Mühe zwei Kühe aufzieht bezahlt 18-20 Gulden Steuer, ein Wirt eines mittleren Gasthofes 4-500 Gulden. Namentlich mit der Stempelsteuer preßt man Geld zusammen und trotz aller eben notwendigen Schinderei redet man vielfach von allgemeinem Bankerutt.

Und doch welch ein schönes reiches Land ist Österreich! Wie arm ist das unsrige an Naturgaben gegen dasselbe – aber man macht bei uns mehr aus dem ödesten Sande als dort aus dem fettesten Boden, weil man Arbeitskraft, Geld und Mittel hinwirft und hinein werfen kann.

Wem aber verdankt das kleine Brandenburg sein gewaltiges Hinauswachsen über das einst so mächtige Sachsen, über das stolze, in Trümmer sinkende Habsburg?

Es ist der Segen des protestantischen Glaubens, welcher meist in dem großen Kurfürsten so stark war, daß er um seinetwillen die polnische Königskrone ausschlug. Sein Sohn nahm dafür eine Krone aus eigenen Händen.

Wir wissen wohl zu Hause wie schwach und arm wir sind und wie wenig wir uns rühmen dürfen, aber kommt man ins Ausland und kehrt von ihm heim, sagt man doch mit Dank gegen Gott: Ich bin ein Preuße und will es sein und bleiben.

Z.